

Beilage zum „Danziger Courier“.

Die beiden Kollegen.

Roman
aus den vierziger Jahren
von
Hermann Heinrich [12]

(Schluß.)

Gustav war aufgesprungen und ging mit großen Schritten im Zimmer umher. Ein kühner Gedanke arbeitete in seiner Brust.

Nach einigen Augenblicken wendete er sich wieder zu dem Doktor, ergriff seine Hand und sagte bewegt: „Ich habe Ihnen schweres Unrecht gethan, Herr Doktor. Der Pharisäer kann nicht schlimmer über den Zöllner gedacht haben, als ich von Ihnen. Dieses Unrecht verlangt eine Genugthuung, die ich Ihnen sofort geben werde.“

Und nun erzählte er dem teilnahmsvoll horchenden Kollegen von der Not, in welcher er sich wegen des väterlichen Besitztums befand. „Betrachten Sie es als Zeichen meines Vertrauens und meiner tiefsten Dankbarkeit,“ sagte er zum Schluß, „wenn ich Sie bitte, mir und meiner Mutter die Summe von fünfzehnhundert Thalern zu leihen. Wollen Sie?“

„Sagen Sie zweitausend, lieber Kollege!“ rief der Doktor. „Sie sollen sie haben!“

„Ich brauche nicht mehr,“ antwortete Gustav.

„Sie wissen viel, was Sie brauchen,“ erwiderte der Kollege erregt. „Sie müssen einen Hausstand gründen. Ihre Braut ist arm, sie braucht Ausstattung. Sie müssen, wenn Sie nach der Residenz kommen, Geld haben, viel Geld. Ich kenne das!“

„Aber ich werde nicht nach der Residenz kommen. Ich bleibe hier!“

„Sie werden thun, was Sie müssen, um Ihretwillen, um Ihrer Familie willen. Zweitausend Thaler und nun aber kein Wort mehr.“

„Meinetwegen!“ rief Gustav und griff nach dem Hut.



Zum Bergsturz von Airolo.

„Wohin?“ fragte der Doktor.

„Können Sie noch fragen? Zur Braut!“

Noch lange lag der Doktor in seinem Bett und schaute träumend ins Blaue. Ein Gefühl, wie er es nie gekannt, erfüllte sein Herz. Er malte sich aus mit wie glücklichen Gesichtern des jungen Kollegen Braut und deren Mutter die gute Nachricht aufnehmen würden, und wie Gustavs Mutter froh aufatmen werde, wenn sie sich durch seine Hilfe von dem schweren Druck der Schuld befreit fühlte. Er hatte mit einigen wenigen Thalern vier Menschen glücklich gemacht. Dann dachte er darüber nach, worin wohl Gustav sonst noch seiner Unterstützung bedürfen möchte, und wie er in Gedanken alle Bedürfnisse des Lebens überflog, fühlte er, daß es doch ein unvergleichliches Glück sei, für einen Menschen, dem man in Liebe zugethan ist, sorgen zu dürfen. Ja, so mußte wohl den Eltern zu Mute sein, wenn sie für gute Kinder schaffen und darben. Dabei fiel dem Doktor ein, daß er nach der Zahl seiner Jahre recht gut Gustavs Vater sein könnte, und ein glückliches Lächeln erhellte trotz der bösen Augenkrankheit sein faltiges Gesicht. Inzwischen hatte Gustav Frau Leuthners Wohnung erreicht. Er klopfte ungestüm an und öffnete, ohne das „Herein!“ abzuwarten, die Thür, aber der Ruf der Freude erstarb auf seinen Lippen, als er die beiden Frauen vor sich sah.

Mit erschrockenen, hohlen Augen, denen man die schlaflose Nacht ansah, blickten sie auf Gustav. So früh hatten sie ihn nicht erwartet. Er ging auf Martha zu und erfaßte ihre Hand. Sie war kalt und zitterte. Solchen Empfang war er nicht gewohnt.

„Was ist Dir?“ fragte er, ohne sie in gewohnter Weise zu küssen. „Was ist an mir Schreckliches, das Euch dieses Entsetzen einjagen könnte?“

Da löste sich das erste Wort von den Lippen der Braut, matt und schmerzvoll, und nun fing sie an, ihm darzustellen, daß sie nicht zu ihm passe, daß er sich bei ihrer Wahl schwer geirrt habe. Kein Wort über

Gustavs auffälliges Verhalten, keine Klage, kein Vorwurf kam über ihre Lippen, und wenn nicht die zitternde Stimme und das bleiche Gesicht die Aufregung verraten hätten, so hätte man denken können, das dies alles das Ergebnis rein verstandesmäßiger Erwägung sei. Gustav hörte mit bebendem Herzen zu. Aber als Martha davon zu sprechen anfing, daß sie seiner Liebe entsagen wolle, um das Glück seiner Zukunft nicht zu stören, da schloß er sie plötzlich in seine Arme und bedeckte ihr Gesicht mit tausend Küssen.

„Nein! niemals!" rief er, „und wenn ich auf dem elendesten Winkel der Erde meine Tage mit Dir verbringen müßte. O, Du liebes, süßes Geschöpf! Daß doch alle Menschen glauben, für mich sorgen zu müssen, so daß mir selbst nichts zu thun übrig bleibt! Ich bitte Dich, traue mir doch auch etwas zu! Du bist und bleibst mein, wer sollte mir denn sonst meine Freude tragen helfen?"

Und nun setzte er sich nieder und erzählte von seinem Kummer und der glücklichen Fügung, die ihn davon befreit, und die Frauen hörten voll Teilnahme und Erstaunen zu, und freuten sich ebenso über die Hilfe in der Not, als über die gute That des bekehrten Doktors. Und als sich Gustav nach einer Stunde verabschiedete, um seinen Berufspflichten nachzugehen, da gestanden sich Mutter und Tochter, daß sie noch nie einen sonnigeren Morgen als diesen verlebt hatten.

XIV.

„Wer da hat, dem wird gegeben," dieses Bibelwort sollte sich an Gustav in überraschender Weise erfüllen. Denn als er nach geschehener Vormittagsarbeit nach Hause zurückkehrte, fand er einen Brief von seiner Mutter vor. Er befürchtete, daß in demselben sich aufs neue die Besorgnis wegen des Geldes aussprechen werde, um so größer aber war seine Ueberraschung, als er folgendes las:

„Herzlich geliebter Sohn! Wohl selten bin ich glücklicher gewesen, als in dem Augenblick, da ich Dir diesen Brief schreibe. Denke Dir, wie durch ein Wunder des Himmels, das doch in seinen Ursachen so natürlich ist, bin ich plötzlich von aller Not befreit. Ja mehr noch, die Art und Weise, in der mir Hilfe geworden ist, schließt ein so hohes Glück, eine so herrliche Aussicht auf die Zukunft ein, daß ich die Not selbst als ein Geschenk des Himmels betrachten muß. Doch nun höre.

Heute Vormittag kam der Herr Landrat von Brecher zu mir. Er erkundigte sich sehr freundlich und eingehend nach unsern Verhältnissen, nach dem Wert des Grundstücks und der darauf lastenden Schuld, und nachdem ich ihm alles gesagt, auch ihm zu eigner Einsicht alle Dokumente vorgelegt hatte, eröffnete er mir, daß er von der Königlichen Regierung beauftragt sei, mir zur Ausbringung der fünfzehnhundert Thaler behilflich zu sein. Er wußte mir auch mitzuteilen, daß sich in dieser Sache der König selbst verwendet habe, was ohne Zweifel wieder mit Deinen Erlebnissen in Waldensee zusammenhängt. Der Herr Landrat will noch heut die nötigen Schritte thun, daß mir von dem hiesigen Gericht aus den dort hinterlegten Mündelgeldern das nötige Kapital ausgezahlt werde. Er sagte mir auch wegen Deiner Thätigkeit ein artiges Kompliment und meinte, daß Du, weil sich der König einmal für Dich interessiert, wohl auch noch Dein Glück machen würdest.

Ich danke dem lieben Gott für diese Hilfe und ganz besonders deshalb, weil dadurch nun auch die Last von Deinen jungen Schultern genommen ist. Denn daß Du in Deinen jungen Jahren solche Last auf Dich genommen hast, hat mir oft schweren Kummer bereitet.

Lebe wohl, lieber Sohn, und sei herzlichst gegrüßt von Deiner hocherfreuten und getreuen Mutter."

Gustav ließ das Mittagbrot stehen und eilte mit dem Brief zu Doktor Richter hinüber. „Lesen Sie!" rief er. „Ihre Prophezeihungen fangen an, wahr zu werden!"

„Sie vergessen, daß ich augenkrank bin," sagte der alte Kollege. „Was haben Sie? Bitte, lesen Sie vor!"

Doktor Richter horchte gespannt, aber sein Gesicht verriet, daß er die helle Freude Gustavs nicht teilte.

„Nun, was sagen Sie? Ist es nicht herrlich?"

„Schön, sehr schön, ausgezeichnet schön," sagte der Doktor. „Man darf Ihnen wohl gratulieren?"

„Wie, Sie sind damit nicht einverstanden?"

„Ach, ich bin und bleibe ein alter Selbstsüchtiler," seufzte der Doktor. „Nun bin ich wieder überflüssig, denn, wenn Sie erst diesen hohen Herren in die Hände geraten, dann wird für einen andern gewöhnlichen Sterblichen nichts mehr zu thun übrig bleiben."

Gustav faßte des alten Herrn Hand und drückte sie herzlich. „Niemals werde ich vergessen, was Sie an mir gethan haben," sagte er. „Und wenn ich nun auch nicht von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch machen kann, so weiß ich doch, daß die wahre, edle Absicht so gut ist, als die That. Uebrigens wird mir nach den bisherigen Erfahrungen Ihre Freundschaft stets unentbehrlich sein."

„Und nun zur Braut?" fragte Doktor Richter.

„Ja," antwortete Gustav und eilte hinweg. —

Am frühen Nachmittag kam der Briefträger zu dem Doktor. „Ich suche Herrn Doktor Treuenburg," sagte er. „Ich habe zwei Briefe für ihn, von denen der eine sehr wichtig zu sein scheint, denn er hat ein großes Amtssiegel und trägt den Vermerk: ‚Eilig!' Ich habe ihn schon bei seiner Braut gesucht, ohne ihn zu finden."

„Auch hier ist er nicht," sagte der Doktor, „er wird bei seinen Patienten sein. Woher kommen die Briefe?"

„Aus der Hauptstadt." Der Briefträger ging.

„Was mag es nur sein?" fragte sich der Doktor, indem er langsam in der Stube auf- und abschritt. Zwar zweifelte er keinen Augenblick daran, daß der Brief für Gustav eine gute Nachricht brachte, er hätte aber sofort gern Bestimmtes darüber erfahren. Mit Sehnsucht erwartete er Gustavs Besuch, denn er hoffte, daß der Kollege sofort nach Empfang des Briefes zu ihm eilen werde. Aber eine Stunde nach der andern floß dahin, ohne daß sich seine Erwartung erfüllte. Es war nicht Neugierde, die ihn so unruhig machte, nein, er wollte wissen, ob der Kollege nun wirklich so ganz und gar von ihm genommen werden sollte. Endlich ließen sich auf der Treppe Schritte hören. Erwartungsvoll lauschte der Doktor, aber es war nicht der bekannte Schritt Gustavs. Als die Thür aufging, zeigte sich die kleine, behäbige Gestalt des Postmeisters.

„Gott grüße Sie, mein lieber Herr Doktor!" rief vergnügt der Eintretende. „Habe gehört, daß Ihre Augenkrankheit glücklich gehoben ist. Freue mich herzlich!"

Der Doktor trat zurück, als ihm der Postmeister die Hand entgegenstreckte. Dieser gehörte auch zu den Freunden des Kranken, die ihn seiner Einsamkeit ruhig überlassen hatten und sich begnügten, ihm ihr herzlichstes Beileid schriftlich auszusprechen. Der Doktor freute sich, ihn für seine Treulosigkeit strafen zu können.

„Keinen Schritt näher," rief er dem Postmeister entgegen. „Unglücklicher, wie können Sie es wagen, über diese Schwelle zu treten. Meine Augenkrankheit ist noch heut auf zehn Schritt Entfernung unfehlbar ansteckend. In diesem Augenblick, da Sie vor mir stehen, kann die Uebertragung schon vollzogen sein."

„Um des Himmels willen," rief der Postmeister erbebend, indem er sich die Augen hastig rieb. „Aber Doktor Treuenburg kommt doch täglich zu Ihnen?"

„Wissen Sie nicht, daß sich mein Kollege nur durch ein medizinisches Präparat vor Ansteckung bewahrt?"

„So, so — wollte eben nur auf einen Augenblick — dringende Amtsgeschäfte!" Er eilte zur Thür, während Doktor Richters Gesicht den Ausdruck spöttischer Höflichkeit annahm. Als der Postmeister schon die Klinke in der Hand hatte, wendete er sich noch einmal zum Doktor und sagte: „Wissen Sie denn schon, daß Doktor Treuenburg einen Ruf zum Professor von der medizinischen Fakultät in der Hauptstadt erhalten hat?"

„Wie?" fragte der Doktor, indem er sich dem Postmeister eilig näherte. Dieser aber schlug schnell die Thür zu und das Poltern auf der Treppe bewies, daß der kleine Herr schneller ging, als er gekommen war.

„So ist also der Würfel gefallen," sagte der Doktor. „Nun wird er hinziehen in die große Stadt und in der begeisterten Arbeit für seinen Beruf, in dem stillen Glück seiner Familie und unter dem Glanz des gesellschaftlichen Lebens das arme Waldensee mit dem einsamen Kollegen bald vergessen! Dann wäre ich also wieder allein, denn zum Heiraten bin ich nun doch zu alt, und meine Waldenseeer Bekannten haben mir in der Krankheit gezeigt, was sie wert sind!" Lange Zeit saß er und hing seinen trüben Gedanken nach. Die Sonne senkte sich zum Untergang und warf ihre goldenen Strahlen schräg in die Wohnung des Doktors. Die Dunkelheit brach herein. Der Doktor wartete und lauschte, aber es blieb alles still im Hause. Der junge Kollege schien ihn in der That vergessen zu haben. Da plötzlich sprang er auf, zog sich an und schlug den Weg zu Frau Leuthners Wohnung ein. Er war zu einem festen Entschluß gekommen.

Helles Lachen und fröhliches Geplauder schallte ihm schon auf dem dunklen Gange entgegen. An der Thür stand er einen Augenblick Atem schöpfend. Dann trat er ein.

Mit lautem Jubel wurde er von den Anwesenden empfangen. Und als er nun am Tisch Platz genommen hatte, auf dem zwei Flaschen roten Weins prangten, und als er die fröhlichen Gesichter betrachtete, da

sagte er sich, daß es doch nirgend schöner sei, als im Kreise dieser guten, wahren Menschen.

„Ein Gruß für Sie," sagte Gustav, indem er dem Doktor einen Brief hinreichte. Derselbe war von dem Geheimrat Schreiner, der Gustav die Mitteilung machte, daß er sich erlaubt habe, seine Abhandlung drucken zu lassen. Dieselbe habe bei den Professoren der Universität Aufsehen erregt; er hoffe, daß die Fakultät ihrem Beifall auch Gustav gegenüber Ausdruck geben werde. Diese Hoffnung war denn auch in Erfüllung gegangen, denn mit dem Briefe des Geheimrats zugleich war jenes Schreiben mit dem großen Siegel eingelaufen, in welchem der Dekan der medizinischen Fakultät anfragte, ob Gustav bereit wäre, einen Ruf an die Universität der Hauptstadt anzunehmen. Auch ein Exemplar der gedruckten Abhandlung Gustavs hatte der Geheimrat beigefügt.

Nachdem der Doktor die beiden Briefe gelesen hatte, wendete Gustav sich zu Martha und sagte: „Und nun zur Reise gerüstet, Frau Professorin. In vier Wochen ist Hochzeit!"



Liebschaftsverdruß.

Gel fuchti, sagst, is er, mei Bua
Und thuat's vorübe nehma,
Daß i gar nie alloani bin,
So oft er aa' mag kemma,

Er moant, i trauet ihm nit recht,
Thaat's selber a so mög'n,
Und waar mir weiter nit gar viel
An seiner G'sellschaft g'leg'n;

Wahrhafti, i ko' nix dafür,
I wollt's ihm scho' verzähl'n,
Es paßt ja alles auf mi auf,
Als wur' er mi glei stehl'n.

Franz von Kobell.

„Und wenn ein Jahr vorbei ist!" rief der Doktor, so komme ich nach und nehme in der Hauptstadt Wohnung. Ich hoffe, Kinder, Ihr werdet einen alten Onkel, wenn er Euch dann und wann mal besuchen will, nicht zurückweisen."

„Sie wollen wirklich?" fragte Gustav überrascht.

„Wenn Sie erlauben, ist es beschlossene Sache." Er hielt Gustav die Hand hin.

Dieser schlug ein. „Nun hat mein Herz keinen Wunsch mehr," sagte er beglückt. „Ja, Liebe und Freundschaft, sie mögen uns begleiten! Dann wollen wir mit dem Leben schon fertig werden."

Er goß die Gläser voll und stieß mit den Freunden auf eine fröhliche Zukunft an.

Ole Bull und Karl XIV.

Als der norwegische Geigerkönig nach seiner großen Kunstreise durch Rußland die erste Audienz bei König Karl XIV., dem ehemaligen Marschall Bernadotte, hatte, bemerkte dieser im Laufe der Unterhaltung, während er vermutlich nicht an die Abstammung des Virtuosen dachte, er habe an den Zaren geschrieben, daß er auch seine Polen habe, die Norweger nämlich. Da erwiderte der junge Künstler mit Wärme: „Können Eure Majestät ein einziges Beispiel nennen, wo meine Landsleute nicht als gesetzestreue Unterthanen sich bewährt hätten?" — „Diese Bemerkung paßt nicht hierher!" — „Dann passe ich auch nicht hierher, Majestät, und muß mich verabschieden." — „Bleiben Sie," rief der König befehlend, aber Ole Bull beharrte: „Nein, Majestät, ich will sehen, ob ein Norweger nicht frei ist im Schlosse des Königs von Schweden!"

Damit wollte er sich unter einer tiefen Verbeugung entfernen, aber der König hielt ihn zurück und sagte jetzt höflich mit gewinnendem Lächeln zu ihm: „Ich bitte Sie, noch zu bleiben, ein Fürst soll die Meinung eines jeden seiner Unterthanen anhören!" Vor seiner Entlassung bot ihm Bernadotte noch den Wasa-Orden an, und als der Künstler diesen, wie jede sonstige Auszeichnung bescheiden, aber fest ablehnte, meinte er schließlich: „Nun, den Segen eines alten Mannes werden Sie nicht zurückweisen," worauf Ole Bull denselben kniend empfing.

Für Haus und Familie.

Gegen Hühneraugen. Zerkleinerte Zwiebeln, mehrere Nächte auf die sogenannten Hühneraugen aufgelegt, werden dieselben so erweichen, daß man sie mit dem Fingernagel abheben kann.

Zu unsern Bildern.

Zum Bergsturz von Airolo (Seite 45). Jedem Reisenden, der die Gotthardbahn befahren, ist das „Hotel Airolo“ wohl bekannt. Dasselbe ist leider durch einen gewaltigen Losbruch von Felsmassen, worüber wir bereits in einer der früheren Nummern unter der Ansicht von Airolo ausführlicher berichteten, vernichtet worden. Aus den Trümmern dieses Hotels schlugen die Flammen empor, welche die unversehrt gebliebenen Häuser bedrohten und es dauerte Tage, bis diese Gefahr beseitigt werden konnte. Leider sind auch mehrere Menschenleben zu beklagen gewesen.

Ernst und Scherz.

Ein freundliches Mahnwort. Die Natur hat es sehr weise so eingerichtet, daß jedem Menschen ein gewisses freudiges Selbstbewußtsein angeboren ist, gehört doch ein bestimmter Grad von Eitelkeit zum Selbsterhaltungstrieb. Wenn wir nun dieses noch ungekränkte Selbstvertrauen mit täppischer Hand im Kinde ersticken, werden wir nur äußere Unbeholfenheit und innere Verbitterung großziehen. Früh genug erkennt der häßliche oder verkrüppelte Mensch die erkältende und abstoßende Wirkung seiner Erscheinung auf andre; es ist vollkommen überflüssig, den Demütigungen und Zurücksetzungen, die ihm in der Welt bevorstehen, noch zuvorzukommen. Gar manchem unglücklichen Kinde geht es wie dem armen „häßlichen Entlein“ in Andersens reizendem Märchen. Es wird herumgestoßen und verhöhnt oder muß doch wenigstens mit blutendem Herzen bei Seite stehen, wenn andre geliebkost werden; aber ach! nur selten wird im Leben später ein Schwan daraus! Gönnen wir deshalb dem Kinde wenigstens die glückliche Blindheit über das eigene Persönchen.

Die Abbitte. Eines Tages ließ sich der Schauspieler Beckmann von Freunden verleiten, einen Rezensenten, eine damals in Berlin stadtbekannte Figur, Namens Fränkel, auf der Bühne darzustellen und gab ihn in Maske und Gebärde so getreu wieder, daß das Publikum am Schlusse „Fränkel heraus!“ rief. Der Journalist klagte, und Beckmann wurde verurteilt, den Beleidigten in dessen Wohnung vor geladenen Zeugen um Verzeihung zu bitten. Zur bestimmten Stunde harrte Fränkel im Kreise seiner Familie und einer Anzahl von hierzu geladenen Verwandten und Bekannten des ankommenden Büßers, aber Viertelstunde auf Viertelstunde verging und Beckmann kam nicht. Endlich ging die Thür auf, Beckmann steckte den Kopf herein und fragte: „Wohnt hier Herr Maier?“ — „Nein,“ antwortete Fränkel, „der wohnt daneben.“ — „Ah, dann bitte ich um Verzeihung!“ sagte Beckmann, sich rasch wieder entfernend, nachdem er sich so zum großen Aerger des Herrn Fränkel und zur schallenden Erheiterung der andern der ihm auferlegten Buße pünktlich entledigt hatte.

Höchste Sparsamkeit. Verkäufer: „Sie wünschen, mein Herr?“ — Studiosus: „Geben Sie mir einen Papierkragen und einen Radiergummi zum Selbstwaschen!“

Widerlegt. Alte Jungfer: „Mir sind drei Verehrer untreu geworden ich habe doch schmähliches Pech!“

Unverbesserlich. Richter (zu einem schon vielfach bestraften Wilderer): „Sie sind zu einem Monat Arrest verurteilt; haben Sie noch etwas zu bemerken?“ — Angeklagter: „Wann i bitten dürft', Herr Richter, i möcht' die Straf während der Schonzeit absitzen!“

Ah so. A.: „Unser Doktor hat jüngst eine ausgezeichnete Idee gehabt, die ihm eine Million eingebracht hat!“ — B.: „Nicht möglich! Was für eine denn?“ — A.: „Nun, er — heiratete eine Millionärin!“

Original-Vexierbild.

(Gesetz vom 11./VI. 70.)



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Ein sehr zweckmäßiges Mittel gegen Finnenbildung ist die grüne Seife. Nach vorgängiger Abreibung damit wird sie dick auf die Haut aufgeschmiert und mit etwas Watte bedeckt. Am andern Morgen bestreut man die Haut nach dem abwaschen mit Stärkemehl zur Milderung des Hautreizes. Je nach dem Grad der letztern fährt man einige Nächte mit dieser Anwendung der Seife fort, bis es zu einer deutlichen Besserung des Uebels kommt.

Der stärkste Mann soll seiner Zeit Franz Andreas von Favrat, ein Schlesier, gewesen sein. Derselbe, im Jahre 1734 geboren, war im siebenjährigen Kriege preußischer Hauptmann und avancierte nach und nach zum General der Infanterie und Gouverneur von Glatz. Seine Körperkraft übertraf die des Königs und Kurfürsten August des Starken. Er brach einem durchgehenden Pferd, indem er ihm nur in die Mähne griff, den Hals, spaltete einem feindlichen Husaren-Offizier den Kopf bis auf die Schultern, hob Reiter und Pferd empor und exerzierte mit einer dreipfündigen Kanone, wie ein Mann mit einer Muskete. Er starb 1864.

Ein Hauptmann geht mit seiner jungen Frau auf die Hochzeitsreise. Da er an seinen Burschen sehr gewöhnt ist, nimmt er ihn mit, schärft ihm aber ein, ja nicht zu sagen, daß sie sich auf der Hochzeitsreise befinden, weil es ihm unangenehm ist, überall das Centrum der Table d'hôte zu bilden. Schon in Nürnberg mustert sie alles mit erstaunten Blicken, in München weiß er sich vor der Neugier der Leute kaum zu lassen, aber in Innsbruck wird ihm die allgemeine Aufmerksamkeit doch zu arg und er stellt seinen Burschen zur Rede: „Sage mal, Johann, Du sagst doch auch nirgends, daß wir auf der Hochzeitsreise sind?“ — „Zu Befehl, Herr Hauptmann, sage überall, daß die Hochzeit erst in vierzehn Tagen stattfindet.“

Eine interessante Streitfrage. Noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hielt man allgemein die fränkische Stadt Forchheim bei Bamberg für den Geburtsort des Landpflegers Pontius Pilatus. Professor Germar in Thorn trat in seiner 1785 veröffentlichten Apologie des Pontius Pilatus entschieden für die fränkische Herkunft desselben ein. Der gelehrte Ernesti war der erste, der in Vulpius „Kuriositäten“ (VIII. 2), auf die Unmöglichkeit hinwies, daß der römische Landpfleger in einer Stadt geboren sein könne, die erst unter Karl dem Großen entstand. Er hob zur Unterstützung seiner Ansicht ferner hervor, daß das Gebiet, in welchem Forchheim liege, niemals von den Römern in Besitz genommen. Aber deutscher Abstammung ist nach seiner Ansicht P. Pilatus allerdings, nur habe man bisher das unrichtige Forchheim als seinen Geburtsort angegeben. Das richtige soll in der baierischen Pfalz bei Deidesheim liegen, welches früher Forcht oder Forachheim hieß, dessen schon in den Kapitularien Karls des Großen (cap. 7, de negotiatoribus quousque procedant) Erwähnung geschieht. Dieses Forchheim, welches zum belgischen Gallien der Römer gehörte, ist nach Ernestis Ansicht „wahrscheinlich, wo nicht gewiß,“ der Geburtsort des Pilatus.

Früh besorgt. A.: „Aber alter Freund, warum bist Du so nachdenklich, ich denke, Dir ist heute der erste Junge geboren worden. Also sei doch vergnügt!“ B.: „Ja, das wollt ich schon, aber — aber.“ A.: „Nun, was denn?“ B.: „Ja, bei der Ueberfüllung in allen Fächern bin ich mir immer noch nicht klar geworden, — was ich den Jungen studieren lassen soll.“

Kathederblüte. Der Frosch ist dem Menschen am ähnlichsten, denn er ist das einzige Tier, welches Waden hat.

Silbenrätsel von Paul Rieckhoff.

a, ber, berg, cu, dorf, ca, e, e, folc, gar, gro, ha, ha, i, ka, gol, ne, na, nor, in, ners, pon, ra, ruh, sen, stadt, te, tos, we, wa, ri.

Aus vorstehenden 31 Silben sind 11 Wörter zu bilden, welche bezeichnen: 1) einen Ort in Mecklenburg, 2) eine Blume, 3) eine Stadt in Süddeutschland, 4) eine Südseeinsel, 5) eine griechische Insel, 6) ein Volk, 7) ein Schlachtwort aus dem siebenjährigen Kriege, 8) einen biblischen Namen, 9) ein früheres Großherzogtum, 10) einen männlichen Rufnamen, 11) eine Landschaft in England. So geordnet, nennen die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, je einen christlichen Feiertag.

Dreisilbige Scharade.

Die erste hat zum Schutz ein jeder Garten,
Die letzte ehren ist stets Pflicht und Brauch,
Das Ganze schwingt sich auf in lust'gen Fahrten,
Von Busch zu Busch und auch von Strauch zu Strauch.

Buchstabenrätsel.

Mit B durchschifft man mich,
Mit W umgeb' ich Dich,
Mit Z beschirm' ich Dich.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

der rätselhaften Inschrift: **Kau Ton! Just war oben ein Lärm, als ob eine Thür knarrte! Wir müssen Augen und Ohren aufsperren, daß uns der Bauer nit erwischt, dann geb's Wichs! Ei der Deibel ja!**; des Buchstabenrätsels: **Tiger, Tiber**; des Scherzrätsels: **Naseweiß**; der Aufgabe: **Alles kann der Mensch ertragen, nur nicht eine Reihe von guten Tagen.**

Verantwortlicher Redacteur W. Herrmann, Berlin-Steglitz.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.